Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 24 (1930)
Heft: 4

Artikel: Unser Glaube und die Theologie
Autor: Trautvetter, Paul
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-135991

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

3.

Der lebendige Gott greift durch Erdbeben in die Geschichte ein. Das darf gerade in diesen Tagen unser Trost sein. Wieder hat sich die Macht des Bösen auf Erden wuchtend angesammelt. Wieder stehen wir oft verzagt davor mit der Frage: „Wer wälzt uns den Stein von des Grabes Tür?“ Und wieder dürfen wir glauben, dass es im Erdbeben geschehen werde. Ein solches Erdbeben war, wie gesagt worden ist, sogar der Weltkrieg. Aber wir müssten wohl besser sagen: er war bloss der erste ungeheure Stoss eines Erdbebens, das weiter gehen wird. Wir erleben in unseren Tagen, nach dem politischen, ein sittliches Erdbeben. Mit vulkanischer Gewalt dringen sozusagen aus der tiefsten Hölle Schlammlavaströme des Lasters, der Torheit, der Schamlosigkeit hervor. „Und will sich nimmer erschöpfen und leeren.“ Und noch fast gefährlicher als die Verschlammung ist die Versandung. Wir aber stehen beinahe ohnmächtig vor beiden. Widerstand scheint fast unmöglich. Wir erleben im Kampf dagegen Niederlage auf Niederlage.

Aber ist es nicht vielleicht doch so, dass auch in dieser Art von Erdbeben Christus auferstehen will? Drängen nicht hinter diesen Schlammlavaströmen der Verderbnis und Lüge lang verschüttete und verkannte Kräfte des Guten, der Wahrheit und Reinheit nach? Können nicht aus den vom Erdbeben eröffneten Tiefen die Heilquellen einer neuen Kraft des Guten strömen? Und kann davon nicht auch die Wüste aufgrünen? Winkt nicht am Ende dieser Stürme ein Ostern, ein neues Leben? Und sollen wir nicht inzwischen dazu mithelfen durch Glauben, Hoffen, Lieben — und vor allem durch Leiden? Eines Tages, im Kleinen und im Grossen, im Vorläufigen und im Endgültigen, geschieht das Wunder, ist der Stein weggewälzt, über Nacht. Es ist doch eigentlich immer so gegangen; es musste nur geglaubt, gekämpft, ausgeharrt, das Vertrauen nicht weggeworfen werden.

Das ist Ostern. Wir dürfen es glauben. Der Lebendige lebt.

L. Ragaz.

Unser Glaube und die Theologie.[1])

Wenn es Glauben gibt, dann ist er Antwort auf eine Frage, die aus dem Leben emporgestiegen ist und immer wieder aus ihm emporsteigt. Wer dem Leben nicht Treue hielte, wer das Leben nicht liebte, wer um seine Not nicht wüsste und darum nichts Le-

[1]) Die nachfolgenden Ausführungen bildeten ein einleitendes Votum zu den Verhandlungen über „Unsern Glauben und die Theologie“, die wir letzten Herbst in Casoja hatten. Die Teilnehmer an jener Versammlung und die Redaktion wünschten dringend die Veröffentlichung. Der Verfasser hat diesem Wunsche ungern nachgegeben, da er sich der grossen

bensnotwendiges zu fragen, nichts zu bitten hätte, wie sollte dem eine Hoffnung, eine Verheissung, ein Glaube für dieses Leben geschenkt werden können! Es ist eine, nur immer eine und dieselbe Frage, um die es sich handelt. Wir müssen aus der ganzen wirren Welt menschlicher, willkürlicher, erdachter, künstlicher Fragen zu dieser einen, einfachen, kindlichen Frage uns wenden. Zu der einen Frage, die kein Mensch erdacht hat, die nicht nur irgendwelchen spezifisch dafür Veranlagten oder besonders Fortgeschrittenen in den Sinn gekommen ist. Es ist die Frage, welche eigentlich nicht der Mensch stellt, sondern die ganze Schöpfung, das Leben selbst. Es ist die Frage des Lebens nach dem Leben, die Frage, ob über dem Leben letztlich ein Ja oder ein Nein steht; eine Frage, die nicht nur auf dem Gesicht jedes Menschen, sondern auch auf dem Antlitz jeder Blume und jedes Tieres geschrieben steht. Sie steigt empor aus dem Zusammenprall des Lebensdranges mit den Mächten der Vernichtung. Sie liegt in der schwermütigen Todesahnung, welche über der Natur ausgebreitet ist. Nochmals sagen wir: Es ist nicht eine Frage, die nur der Mensch stellt, oder gar nur eine gewisse Art von Menschen. Sie geht durch die ganze Stufenleiter der Geschöpfe, vom niedrigsten bis zum höchsten; sie kehrt als dieselbe Frage wieder auf allen Stufen der Schöpfung; sie ist da in der dumpfen Traurigkeit und Unruhe so gut wie in dem erschütternd klaren Erkennen der Lage. Denn alle Geschöpfe sind gleich durch ihren heiligsten Besitz, das Leben, durch eine letzte Furcht, die Furcht vor der Vernichtung, durch eine letzte Sehnsucht, die Sehnsucht nach ihrem wahrhaften Leben. Diese Frage ist die Frage aller Religionen. — Aber sie ist keine religiöse Frage, denn wir können den doch irgendwie verengernden Ausdruck „religiös" nicht wohl anwenden für diesen Schrei des Lebens selber, der aus allen Geschöpfen emporsteigt.

Allerdings ist nun der Mensch in einer besonderen Lage. Er kann sich, wenn auch nicht in seinem Sein so doch in seinem Bewusstsein aus der Solidarität der Schöpfung loslösen. Er ist immer noch wahr in seinem Sein, aber sein Bewusstsein verflicht ihn in eine Welt der Unwirklichkeit, des Scheines. Dann betreibt er dieses von seiner Existenz und von der Solidarität mit der Welt losgelöste Denken. Dann philosophiert und theologisiert er in einer Art, die keinerlei Verheissung hat, die immer im entscheidenden Moment ihr Ziel verfehlt. Er erörtert intellektuelle Fragen, die in keiner Weise

---

Mangelhaftigkeit seines (damals in Eile entstandenen) Votums bewusst sei. Gewiss wird der Leser bedenken, dass es sich nicht um mehr als ein „Votum" handelt, dafür aber sicher dankbar sein.

Zu bemerken ist noch, dass der Aufsatz von Ragaz: „Theologie und Kirche" schon vor jener Versammlung in Casoja entstanden ist. Wenn da und dort Ausführungen der beiden Verfasser sich decken, so ist es ein ganz spontanes Zusammentreffen. Die Red.

aus seinem Lebendigsten kommen. Er redet in einer hoffnungslos kühlen Art über Gott. Es ist keine Wahrheit darin; er kommt über Allgemeinheiten nicht hinaus. Aber Gott ist keine Allgemeinheit und sein Wort besteht nie in Allgemeinheiten.

Das Denken des Menschen bleibt in einem hoffnungslosen Zustand — bis der Mensch den Ruf vernimmt, dass er umkehren und wie ein Kind werden soll. Das Kind hat nur eine einzige Frage: das Leben; es will nichts anderes als leben. Umkehren heisst, dass wir mit unserem Bewusstsein zu unserem Sein zurückkehren sollen. Wenn wir denken wollen, dann sollen wir aus dem Leben heraus denken. Dann wird unser Denken kein Spekulieren sein, sondern Flehen und Aufschrei.

Es kommt darauf an, dass wir leben und wenn wir reden, als Lebendige reden, als solche, die das Leben erleiden, die über ihm jauchzen, die es lieben und voll Sehnsucht sind nach ganzer Erfüllung. Dieses Lebendigsein meinen wir nicht in einem idealisierenden Sinne. Wir meinen nicht irgend ein gesteigertes Menschentum. Lebendig sein, schliesslich ein schwacher Mensch sein, ein leerer, armer, toter Mensch, aber das wirklich s e i n, es auch im Bewusstsein sein. „Selig sind die, welche arm sind in ihrem Bewusstsein," heisst die erste Seligpreisung Christi. — Wir meinen dieses Lebendigsein auch nicht in einem aristokratischen Sinne; etwa so, dass es das Vorrecht einer bestimmten Veranlagung wäre, das Vorrecht sogenannter religiöser Naturen. Es handelt sich nicht um ein höheres Ahnungsvermögen, ein Organ von irgendwelcher höherer Sensibilität, das sich zur Wahrnehmung höherer Welten eignete. Noch einmal sagen wir: es handelt sich um das Lebendigsein, das auch die Blume hat. Aus diesem Lebendigsein ringt sich der Schrei empor, der an das Ohr Gottes dringt — während die Gedanken und Fragen des aus der Solidarität mit der Schöpfung herausgefallenen Menschen wie leerer Rauch emporsteigen.

Gott liebt nur das Leben. Wenn wir so sagen dürfen: Gott interessiert sich nur für das Leben. Sei es wie es wolle, schwach, elend, sündig — wenn es nur i s t, wenn es nur aufrichtig ist. Und aufrichtig sein heisst für uns Menschen immer dies: mit unserem Bewusstsein täglich, stündlich zu unserem Sein zurückkehren und zur Solidarität mit der Schöpfung. Nur das ist Leben. Alles andere ist Geschwätz. Irgendwo aber steht, dass wir unsere Jahre zubringen wie ein Geschwätz.

Wird dieses Aufrichtigsein nicht zu falscher Selbstzufriedenheit, zu einem zu Unrecht mit sich selbst geschlossenen Frieden führen? Wir glauben, dass Aufrichtigkeit eines Menschen nie in Sattheit enden wird. Hingegen ist es eine zwar paradoxe, aber nichtsdestoweniger unbestreitbare Tatsache, dass fiktiver, vom Leben losgelöster Gedankenbesitz satt macht, falsch beruhigt, betäubt, narkoti-

siert. Wohl einfach darum, weil der Mensch dann mit Recht das selbstzufriedene Gefühl hat, dass seine Spekulationen, sein vom Leben losgelöstes gedankliches Produzieren seine eigene Leistung sei. Das erfüllt ihn mit Hochmut — und der Hochmut ist nun einmal eines der „nährendsten Gerichte beim Fest des Lebens", des fiktiven Lebens. Aufrichtig sein, das wirkliche Leben erleiden und nicht in einem fiktiven Dasein sich verloren haben, das heisst: um seine Not wissen, um seinen Abfall, um sein unerfülltes, gehemmtes, gebrochenes und bedrängtes Leben wissen; das heisst: um die Bedrängnis und den Abfall der Welt wissen. Und dann heisst es: jene eine Frage erheben, welche die Frage der Schöpfung an den Schöpfer ist, die Frage nach seiner Hilfe. Es ist die notvolle Frage, ob denn alles zum Zugrundegehen, zur Verdammnis, zum Verlorensein, zum Nichtsein bestimmt ist, oder ob es eine Hoffnung gibt auf ein schliessliches Gehaltensein, auf eine Erlösung. Der aufrichtige, der aus der hellen Erkenntnis seiner Lage heraus fragende Mensch wird aber wissen, wenn er nach Hilfe und Erlösung fragt, dass er nach Erbarmen, nach Vergebung, nach Gnade fragt, denn er weiss, dass er selbst sich an den Tod dahingegeben, dass er selbst sich verneint hat, indem er den andern verneinte, das Ich dem Du entgegensetzte, indem er gehasst und sich losgelöst hat aus dem Zusammenhang des Lebens. Er weiss deshalb, dass wenn das eherne Gesetz von Saat und Ernte ablaufen muss, ihn nichts erwarten kann als der Tod. Er weiss, dass er nach einer alles übersteigenden Gnade fragt, wenn er nach jener Hoffnung fragt, dass das Ende der Lobgesang der Erlösten sein werde, in den alle, ausnahmslos alle, miteinstimmen.

Gibt es eine Antwort auf diese Frage, auf diesen Schrei der Schöpfung? Es fällt uns schwer, von dieser Antwort zu reden, denn es ist uns, als müssten wir dadurch, dass wir von ihr reden, in eine Sphäre hinübertreten, wo uns die Einigkeit mit allen Menschen, — Glaubenden und Nicht-Glaubenden, ja mit der ganzen lebendigen Schöpfung wieder zerbricht. Dass nun jene tragische Scheidung eintreten muss, die Scheidung in solche, die um diese Antwort wissen und solche, die nicht darum wissen, das ist schmerzlich. Aber ist dem wirklich so? Muss es so sein? Müssen zwei verschmachtende Wüstenwanderer deshalb in Zwietracht geraten, weil der eine um die nahe Quelle weiss? Wenn jenes Wissen um die Antwort trennend wirkt, dann haben wir eine bereits gestörte Situation, dann ist schon irgend ein Gift hineingekommen.

Wir sehen dieses Gift in dem Gefühl des B e s i t z e s. Besitz ist in göttlichen Dingen eine noch viel fragwürdigere Sache als in materiellen. Wo Besitz ist, da geht es ohne Zerstörung der Gemeinschaft und ohne Hochmut nicht ab. Aber das Gefühl des Besitzes ist in der Sache, um die es sich handelt, schon der ganze Abfall. Es

gibt kaum etwas Zweites, das so deutlich im Evangelium steht wie dies, dass der geistlich Besitzende keine Verheissung hat. Diese Sache, die grosse Antwort Gottes auf den Hilferuf des Menschen, diese Antwort, die wir Christus heissen — um es mit einem Wort zu sagen — wehrt sich auf die radikalste Art gegen das Inbesitzgenommenwerden. Christus, entzieht sich denen, die durch ihn geistlich reich werden wollen. Er geht davon und lässt diese Reichen allein mit ihren prunkenden Schätzen. Was sie besitzen, das ist nicht Er, es ist Theologie.

Zum Begriff des Besitzes gehören zwei Faktoren: die Sicherheit und die Privatheit. Gerade diese beiden Elemente sind gänzlich unmöglich in dem Verhältnis des Menschen zu Christus. Es gibt keine Sicherheit, keine Ruhe. Niemals hört auf das Anklopfen, das Bitten, das Rufen und Schreien. Immer wieder werden wir arm, verlassen, elend sein; immer wieder wird auch das Dunkel der Weltnot über uns zusammenschlagen. Es gibt kein immer fröhliches Gerettetsein. Wenn uns aber frohes, starkes, lichtes Leben zuteil wird, wenn Erlösungen über diese Welt kommen, dann erfüllt uns die demütige Dankbarkeit dessen, dem der brennende Durst gelöscht, der vor dem Verschmachten knapp gerettet wurde — aber nicht die hochmütige Sattheit dessen, der einen ganzen Keller voll gefüllter Fässer in seinem Besitz weiss.

Und das andere: Christus, die Gottes-Antwort auf den Hilferuf der Welt, ist deshalb niemals Besitz, weil er ja immer ebensogut dem andern gehört, dem, der nichts von ihm weiss. Wer ihn hat, hat ihn sofort nicht mehr, wenn er ihn nicht auch für die andern hat. Nirgends in unserer Zeit ist diese Wahrheit leuchtender lebendig gewesen als in den Blumhardt. Wenn es etwas gibt, das einem Menschen in die Hände gegeben wird, dann ist es dies, dass er priesterlich für die andern eintritt. Und endlich: wo bleibt das hochmütige Besitzen, wenn das Haben der Antwort zu einem Leiden wird?

Und etwas Anderes ist zu sagen. Niemals könnte uns Christus trennen, wenn wirklich Er es ist, der uns erschienen ist. Es ist in ihm eine Schöpfungsgrösse und Weite, die mit unsern Engigkeiten nichts gemein hat. Die Schöpfung erhebt ihren Hilferuf, und die Antwort darauf muss schöpfungsgross sein. Das ist Christus; er ist das Wort, das Gott gesprochen hat. Wir können es ja nicht sagen; wir können nur das Negative sagen, dass alles, was eng, klein, begrenzt, was nicht umfassende Liebe, abgrundtiefes Erbarmen, letzte Leidensbereitschaft ist — dass das nicht Christus ist. Wir können nur sagen: wenn ihr die Religion verwerft um ihrer Engigkeit willen, so tut ihr wohl daran, ihr habt nicht Christus verworfen. Wenn ihr die Kirche verwerft in ihrem Richten und Verdammen, dann tut ihr wohl daran, ihr habt nicht Christus verworfen; er verwirft sie auch und sie verwirft ihn. Wenn ihr niemanden

ausgeschlossen wissen wollt, keinen Sünder, keinen Armen, keinen zertretenen Menschen, dann habt ihr Christus verstanden. Wenn ihr Menschen seid, wenn ihr das Menschliche sucht und euch abwendet von allem, was die schlichteste Menschlichkeit durch selbstgerechte, hochmütig geschraubte Lebensformen verdrängen will, dann werdet ihr in Christus den Menschen finden. Es ist etwas von dem Grossen, das uns „Religiös-Sozial" gegeben hat, dass es uns Christus losgelöst aus der tötlichen Engigkeit des Christentums gezeigt hat.

Und nun müssen wir nochmals zurückgehen zu der Frage des geistlichen Besitzes. Gottes Wort ist immer Antwort, Antwort auf die aus der Not des Lebens herausgerufene Frage. Darum gibt es eigentlich kein Wort Gottes, das uns jederzeit und überall zur Verfügung steht. Das Wort Gottes ist nicht in unsere Macht gegeben. Aber es ist nicht fern von einem jeden unter uns. „Wenn ihr mich von ganzem Herzen suchen werdet, will ich mich von euch finden lassen." „Wer anklopft, dem wird aufgetan werden." Hier nun möchten wir endlich, direkter als wir es bisher getan haben, auf die Theologie eintreten. In aller echten und ernsten Theologie lebt ein leidenschaftlicher Wille, das wirklich gehörte Wort Gottes zu verstehen. In diesem Sinne möchten wir nicht bestreiten, dass der Apostel Paulus Theologie getrieben hat mit seinem leidenschaftlichen Nachdenken über das Wort Gottes, das zu ihm gekommen war und immer wieder kam in Christus, in der Gnade, die ihm zuteil wurde, im Kreuz, in dem er die Sünde und das Erbarmen zugleich begriff. Die Briefe des Paulus sind von theologischem Nachdenken erfüllt. Dennoch möchten wir den Apostel nicht mit dem belasteten Namen des Theologen belegen — und wir möchten auch nicht über die Theologen einen Glanz und eine Rechtfertigung verbreiten, die sie nicht verdienen, indem wir den Apostel in ihre Reihen stellen. Die theologische Arbeit ist sicherlich nicht sinnlos — aber sie ist voll grösster Gefahr. Sie muss dieser Gefahr nicht unausweichlich erliegen; sie wird ihr umso sicherer erliegen, je weniger sie ihrer bewusst ist. Es ist von der Theologie ein furchtbares Werk getan worden. Es ist so viel Tod von ihr ausgegangen, so viel Verbrechen gegen keimendes Leben verübt worden, so viel Verhöhnung des Göttlichen, so viel Marter Christi. Der Zorn über sie kann nicht leidenschaftlich genug sein. Allerdings darf es nicht unser Zorn sein. Wir dürfen weder uns mit der guten noch andere mit dieser schlimmen Sache identifizieren. Die Theologie ist die Gefahr, die uns allen droht.

Es handelt sich in erster Linie um die Gefahr des Inbesitznehmens. Das Wort Gottes kann niemandes Besitz sein, denn es ist die Antwort auf lebendiges Suchen, auf ein Suchen aus der Tiefe und Not des Lebens heraus, und nicht auf ein Suchen aus dem Intellekt. Aber das in theologische Begriffe umgewandelte Wort

kann sehr wohl Besitz werden, denn Begriffe können durch den Intellekt angeeignet werden. So kann ich mir die paulinische Theologie aneignen, ohne eine Ahnung von den Erschütterungen und Seligkeiten jenes Mannes zu haben; so kann ich mir die reformatorische Theologie aneignen, ohne etwas vom Geist der Reformatoren, also von reformatorischem Geist zu haben. Die Theologie wird dann zu einem frevelhaften In-den-Himmelgreifen und Herunterzerren der Dinge, die nicht dem Intellekt, nicht den Weisen und Klugen, sondern den von ganzem Herzen Suchenden und den Kindern verheissen sind. Und dann kommen alle die Laster, die mit dem geistlichen Besitzen verbunden sind, an uns. Wir werden hochmütig. Wir sind im Besitze tiefer Glaubenswahrheiten und werden diejenigen, die unsere Tiefe nicht erreicht haben, mit einer bald mitleidigen, bald bösartigen Verachtung behandeln. Wir werden uns mit hämischer Freude auf diese armen Leute stürzen, die etwa von der Tiefe der Sünde nicht in ganz so adäquaten Begriffen reden, wie wir es tun. Worte werden heilig gesprochen, Worte werden verketzert. Wo die richtigen Worte fallen, da ist der rechte Glaube, und auch den Unglauben meint man an seinen Stichworten erkennen zu können. Wir werden auf dieser schlimmen Bahn immer weiter abwärts geraten. Wir werden die Wahrhaftigkeit einbüssen. Wir werden unsern Opfern auch ihre guten Worte missdeuten. Wir haben nicht die Liebe, welche nichts zum Argen deutet; wir werden ihnen Torheiten unterschieben. Es ist wirklich erstaunlich, dass auch feine Menschen, wenn sie einmal von diesem Bewusstsein geistlichen Besitzes erfüllt sind, gegen die einfache Wahrhaftigkeit sich zu verfehlen beginnen. So kommen dann jene ebenso einfältigen wie boshaften Missdeutungen zustande, mit denen man die ernste und tiefe Ueberzeugung anderer der Lächerlichkeit preisgibt. Wir wollen um der Objektivität willen kein allzu nahes Beispiel nehmen. Tolstoi ist einer von denen, welche diese Art theologischer Behandlung zu erfahren haben. Ich weiss nicht, ob es Ihnen bekannt ist, dass Tolstoi für die Theologie erledigt ist. Die Welt ist nicht mit ihm fertig geworden, aber die Theologie. Wohl verstanden, wir nehmen es der Theologie nicht übel, wenn sie gewisse Begriffe Tolstois, seine Theologie ablehnt, aber das Furchtbare ist, dass damit Tolstoi für sie erledigt ist, d. h. aber nicht weniger als dass damit ein Wort Gottes, das in Tolstoi uns gesagt ist, abgetan ist. Oder ist Tolstoi nur darum kein Prophet, weil er Vieles in unzulänglichen, rationalistischen Begriffen ausgedrückt hat? Sicherlich steht Tolstoi der Theologie der Reformatoren fern, sehr viel ferner als die heute herrschende Theologie. Aber ist es eine Frage, wo mehr reformatorischer Geist, Geist der Reformation, aufgeflammt ist, in Tolstoi oder in der herrschenden Theologie. Für uns ist es keine Frage. Die grösste Gefahr, die Tragik auch der besten Theologie liegt in der

ihr beständig naheliegenden Verkennung des wirklich Lebendigen. Es scheint, dass die Adäquatheit der Begriffe bei Gott selbst — wenn wir so reden dürfen — nicht so hoch eingeschätzt wird wie der Intellekt es tut. Sicherlich sollen wir, wenn wir einmal reden müssen, versuchen, recht zu reden, das zu sagen, was wir eigentlich sagen wollen und nicht etwas anderes. Aber bei diesem Jagen nach den besten Begriffen vergessen wir leicht, dass die erste Sorge unser Leben sein muss und nicht unser Denken, denn nur das lebendige Leben vermag die eine Frage zu stellen, auf welche die Wahrheit selbst Antwort gibt. Ob wir Glauben haben oder nicht, das hängt von der Aufrichtigkeit unseres Seins ab, aber nicht im geringsten davon, ob wir die Begriffe Glauben und Optimismus begrifflich scharf auseinander halten. Es ist sicher begrifflich falsch, von Optimismus zu reden, wenn man Glauben meint, und doch finden wir Leute, die das Wort Optimismus gebrauchen für ihren Glauben, der die „im Fegfeuer der Verzweiflung" erreichte Läuterung und Tiefe hat. In was für Schuld, Verkennung des Lebendigen, geraten wir dann, wenn wir solchen Menschen um eines Wortes willen den Glauben absprechen. „Wer zu seinem Bruder sagt: du Gottloser, der ist des höllischen Feuers schuldig."

Noch ein anderes, dem Besitz anhaftendes Laster droht sich einzuschleichen bei denen, die durch Theologie geistlich Besitzende geworden sind. Sie haben kein wirkliches Bedürfnis nach Gemeinschaft, sondern ein viel stärkeres nach Alleinbesitz. Darum die immer neuen Spaltungen, Abgrenzungen, Trennungen. Darum das Wuchern all des menschlichen Unkrautes auf diesem Boden, des Geltungswillens, des Machttriebes. Wir sind uns der Heftigkeit dieser Vorwürfe bewusst. Wir haben sie nicht zuletzt auch gegen uns selber zu richten. Aber diese und noch viel grössere Heftigkeit ist gerechtfertigt um des Unheils willen, das diese Art anrichtet mit Antastung von Lebendigem und Zerstörung von Bruderschaft, mit Sünde gegen Gott und gegen den Bruder.

Von einer zentralsten Gefahr der Theologie können wir nur noch hinweisend reden. Die Theologie wird sich Gottes und seiner Sache zu bemächtigen versuchen, indem sie sich mit immer allgemeineren Begriffen seinem Geheimnis nähert. Sie wird vom Absoluten, vom Letzten und Ganzandern reden. Dieses Entleeren der Begriffe führt aber tragischerweise in einem ganz andern Sinne zu einer grossen Leere. Und von hier aus erfolgt dann wieder eine lebensfeindliche Wendung: die Entwertung des Relativen. Göttliche Absolutheit entwertet das Relative nie, theologische Absolutheit immer. Nur das theologisch Ewige geht erhaben an dem Zeitlichen vorüber, das göttlich Ewige geht in die Zeitlichkeit ein. Gott will uns in dieser Welt, im Relativen begegnen. Das ist der Sinn des Kommens Christi „ins Fleisch". Er kommt in dem demütigen Gewande der Zeitlich-

keit und verhüllt sich darin. Um dieser Verhüllung willen gibt es kein Besitzen Christi. Das wird hier noch einmal klar. Wir stehen immer wieder in der gefährlichen Prüfung, ob wir ihn in seinen wechselnden Verhüllungen erkennen, das heisst, ob wir das haben, was die Evangelien Glauben nennen. Wir stehen immer in der Gefahr, uns an ihm zu vergreifen, ihn zu verhöhnen. Die Möglichkeit ist nie ausgeschlossen, dass wir mit unseren christlichen Kulten, mit unseren Formen der Christusverehrung den Dienst vor einem leeren Tabernakel verrichten.

Alles Begriffliche, so auch das Theologische, strebt nach einer gewissen Zeitlosigkeit, das Göttliche aber flieht diese Art Ewigkeit und erscheint immer nur in der Zeit, im Jetzt und Heute. Wir müssen Christus jetzt erkennen und heute seine Stimme hören. Er ist in der Bibel, aber wir werden ihn dort nicht finden, wenn wir ihn nicht vorher oder gleichzeitig im Leben des Heute gefunden haben. In der Bibel ist Gottes Wort, aber es ist darin verborgen, und nur wer Ohren hat, zu hören, wird es hören. Wir stehen unter dem Eindruck des grossen Nichthörens der Christenheit. Wir stehen unter dem Eindruck des schriftgelehrten Bibelgebrauchs von Einst und Jetzt, der vor allem in der Kunst besteht, „die geraden Wege des Herrn krumm zu machen", um mit Paulus zu reden. Darum ist Hören des Wortes Gottes wohl etwas sehr anderes, als ein Hören von Predigten über Bibeltexte. Aber wo das lebendige Hören des heute zu uns gesprochenen Wortes Gottes ist, da wird auch die Bibel wieder ihre ganze schöpferische Gottesfülle enthüllen.

Gott ist ein lebendiger Gott und er kann darum nur dem Lebendigen begegnen, dem, der sein und seiner Brüder Leben wirklich erlebt, erleidet und sich keinen Täuschungen hingibt. Er wird ein Fragender, ein Rufender, ein sich Sehnender, ein gespannt Wartender werden. Es gibt nur diese eine Hoffnung, dass wir zu leben beginnen, indem wir unser eigenes Leben ohne alle Selbsttäuschung leben und gleichzeitig dem Leben unserer Brüder immer näher kommen — in konkretester Weise. Dann werden wir rufen. — Und dann werden wir der Antwort gewürdigt werden.

Paul Trautvetter.

Stimmen

Der „Tiger" und das Christentum.

I.

Man stellt sich unter dem „Tiger" zumeist einen Menschen vor, der rücksichtslos die nächsten realen Zwecke dieser Erde verfolgt. Dass er auch eine andere Seite hatte, entnehmen wir der Veröffentlichung „Clémen-